

7. Abschließende Reflexionen

Du bist im Endeffekt ein Mensch
und der will hier arbeiten.
*Hiba Shakra, 24 Jahre, Schülerin
zur Altenpflegefachkraft*

Nehmen wir die Frage des Menschen
wieder auf.
*Frantz Fanon, »Die Verdammten
dieser Erde«, 241*

»Es ist alles sehr vielschichtig«, resümiert die zu Pflegende Isolde Kahlbach, als sie im Rahmen unseres Gespräches über verschiedene Dimensionen reflektiert, die ihr Unbehagen, aber auch eine überindividuelle Ablehnung migrantischer, insbesondere als Schwarz und muslimisch gelesener Menschen (in der Altenpflege) plausibilisieren sollen. Die vorliegende vom Phänomen ausgehende, Grounded-Theory-basierte Forschungsarbeit hat einen trans- bzw. pluridisziplinären Weg gewählt, um diese Dimensionen abzubilden und sich so möglichst facettenreich mit der Frage auseinanderzusetzen, *wie sich (alltags-)rassistische Ausschlusspraktiken im Arbeitskontext der ambulanten Pflege in der Stadt Dresden verstehen lassen.*

Der Argumentationsbeginn und Ablehnungshinweis (van Dijk 1992) »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« der weißen, deutschen Sprecher*innen samt seinen Variationen avancierte hierbei zu einem Point of Departure. Dieser veranlasste mich einerseits dazu, die Relevanz einer rassismuskritischen Perspektive als nichtdominantes kulturelles Interpretationsmuster für den vorliegenden Kontext zu prüfen. Andererseits lud er dazu ein, die sich um das »*aber*« rankende Gemengelage, die Einschränkungen, Ambivalenzen und Kontradiktionen besser verstehen zu lernen. Auf diese Weise konnten verschiedene Zugänge zum »*aber*« geschaffen werden. Diese profitierten, wie die Arbeit gezeigt hat, von einer Herangehensweise, die dem Verstehen rassistischer Praktiken und der Analyse ihrer Wirkmechanismen als eine wesentlich *empirische Frage* begegnet.

Für ein möglichst dichtes Verstehen der vorgefundenen Situation und so, um die verschiedenen, als relevant erachteten Wissensbestände und ihr Zusammenwirken analysiert zu können, wählte ich also pluridisziplinäre Perspektiven und Theoretisierungen,

die jeweils einen Aspekt einer überkomplexen Wirklichkeit ergründen. Zur Beantwortung der Forschungsfrage fußt die vorliegende Untersuchung nunmehr auf einem mehrdimensionalen, historisch-spezifischen Zugang (Hall 2019e: 127) sowie auf lokalen, kontextbezogenen, kurz: »situierten Perspektiven« (Haraway 1995). Es kann, wie von Balibar treffend konturiert, festgehalten werden

dass es nicht *einen* invarianten Rassismus, sondern *mehrere* Rassismen gibt, die ein ganzes situationsabhängiges Spektrum bilden [...]. [E]ine bestimmte rassistische Konfiguration hat keine festen Grenzen, sie ist ein Moment einer Entwicklung, dass je nach seinen eigenen latenten Möglichkeiten, aber auch nach den historischen Umständen und den Kräfteverhältnissen in den Gesellschaftsformationen einen anderen Platz im Spektrum möglicher Rassismen einnehmen kann. [...] Aus diesem Grund können der nazistische Antisemitismus und der koloniale Rassismus oder auch die Sklaverei nicht einfach als Modell genommen werden [...], den Platz des Rassismus in der Geschichte genau ab[zu]stecken, sondern [sie] müssen als immer noch aktive, teils bewusste, teils unbewusste *Formationen* betrachtet werden, die dazu beitragen, die Verhaltensweisen und Bewegungen zu strukturieren, die sich aus den *aktuellen Bedingungen* ergeben. (Balibar 2017d: 52–53, Hervh. im Orig.)

Dieses Vorgehen bedurfte auch forschungsmethodologisch einander komplementierender, erkenntnistheoretischer Theoriebezüge und Paradigmen. Auf der epistemologischen Ebene beinhaltet dies eine De-Zentrierung der rein pragmatistisch-interaktionistisch orientierten bzw. handlungstheoretischen Ausrichtung klassischer Grounded-Theory-Ansätze (etwa Strauss/Corbin 1996) – im Sinne einer Dehnung und Dekolonialisierung ihrer erkenntnistheoretischen Grenzen. Um also die Grounded-Theory-Methodologie für kritische Analyseperspektiven zu öffnen, erweiterte ich ihren erkenntnistheoretischen Fokus um ideologische Diskurse. Da mein Erleben der erhobenen Texte zugleich Einflüsse verdrängten Begehrens, verdrängter Erinnerungen und Verletzungen erkennen ließ, bezog ich das Wirken von Strukturen eines psychisch Un/Bewussten in die Analyse ein.

Dafür erwiesen sich – sowohl auf der epistemologischen als auch der forschungspraktischen Ebene – Elemente der Situationsanalyse (Clarke 2012; Clarke/Friese/Washburn 2018) als *geeigneter* Analyseinstrumente: Denn die zu beforschende Situation und ihre Bedingungen stellen im Denkgebäude der Situationsanalyse ein *empirisch* zu konturierendes Phänomen dar. Über sie konnte und kann der forscherische Blick für eine Vielzahl relevanter Bedingungen und Nexus geöffnet werden.

Nicht zuletzt waren es die Effekte eines Vertrauensaufbaus durch die Ausdehnung der Feldforschung in den privaten Raum und die private Zeit der Gesprächspartner*innen sowie das Streben nach wiederkehrenden Begegnungen, die wesentlich die vorliegende kritische Analyse und ihre dichten Einblicke in die Lebenswelt der Sprecher*innen ermöglichten.

Eine ahistorische und kontextvergessene oder eine allein diskurstheoretisch informierte Geschichte, die vom Wirken (alltags-)rassistischer Praktiken und Ausschlüsse erzählen und damit Ansatzpunkte für seine Bearbeitung finden möchte, kann nun – mit Blick auf die Forschungsergebnisse dieser Arbeit – als unzureichend bewertet werden.

Vielmehr lohnen genaue und möglichst multidimensionale, empirisch basierte Interpretationen der vorgefundenen Situation und ihres Bedingungsgefüges. Bereits Hall wies darauf hin, dass sich der Rassismus als ein Ensemble diskursiver, politischer und ökonomischer Praktiken »konkret mit anderen Praktiken in einer Gesellschaftsformation [...] unter spezifischen historischen Bedingungen« (Hall 2019e: 130) artikuliert. Jedes monokausale, intradisziplinäre Verstehen rassistischer Praktiken läuft sodann Gefahr, auf einen »untauglichen Reduktionismus« (ebd.: 136) zurückzufallen.

Will man nun aber, bezogen auf den hier relevanten Kontext, eine ›Geschichte‹ über das ›Arbeiten‹ des Rassismus, das Unbehagen und das »aber«, erzählen, ist – wie die Analyse herausgearbeitet hat und ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – eine Auseinandersetzung mit individuellen und kollektiven Erinnerungen einzubeziehen. Zugleich bedarf es der Analyse historischer – kolonialrassistischer, faschistoider und sozialistischer – Kontinuitäten und sozioökonomischer wie sozialstruktureller Gegebenheiten, kurz: der historischen Spuren und Entwicklungen, die sich einem (Forschungs-)Feld eingeschrieben haben. All dies kann an der Türschwelle zu pflegender Menschen in einer als bedrohlich empfundenen, ausschussverstärkenden Gemengelage kulminieren und das sozial Konventionalisierte überschreiben.

So hat diese Arbeit in einem ersten Schritt nachzeichnen können, dass die Wirkmächtigkeit von Systemtransformationen, »*entangled histories*« (Conrad/Randeria 2013: 40, Hervh. im Orig.) für die historiographische Durchdringung rassistischen Ausschlussbegehrens nicht zu negieren ist. Wie bereits von Foucault hervorgehoben, lohnt es sich, »die Konstitution des Subjekts im geschichtlichen Zusammenhang« (Foucault 1978b: 32) und sein lokales und »unterworfen[e] Wissen« (Foucault 2016: 21) – die periphere Perspektive – durch die Änderung der Erzählperspektive in den Blick zu nehmen. In diesem Sinne habe auch ich nachgezeichnet, wie alte – so empfundene – individuelle und kollektive Nachwendetraumata, schmerzliche und schmähende Erinnerungen, nicht vollends eingetretene Hoffnungen und Ungerechtigkeitserfahrungen einer deklassierten oder von Deklassierung bedrohten Arbeiter*innenklasse ›von Angesicht zu Angesicht‹ mit geflüchteten Menschen Reaktualisierungen erfahren haben. Aufgrund als ähnlich bewerteter oder angenommener Lebenslagen und Zuschreibungen (vgl. Foroutan 2019; Foroutan et al. 2019; Foroutan/Kubiak 2018) birgt die ›unheimlich heimliche‹ Figur des*der Geflüchteten post 2015 also das Potenzial, ein noch nicht ganz erloschenes Leid vergangener Tage zu (re-)mobilisieren. Insofern habe ich jene unliebsamen, (wieder) schmerzenden Affekte, die seit der Wiedervereinigung im ›Täter Westen‹ eine kollektive Befreiung aus der inneren Spannung suchen, als auf die ›Geflüchteten‹ als Ersatzgestalt projiziert und dort als stellvertretend für das abgelehnte Eigene gehandelt interpretiert (vgl. Kristeva 2016; Freud 1919). Wie bereits Hall kritisierte, ist der geschichtliche Werdegang eines Menschen immer auch von innerlichen, psychischen Prozessen bestimmt, die die »Praktiken der subjektiven Selbst-Konstitution« (Hall 2018c: 182–183; siehe auch 1999b: 147) mitformen. Die vorliegende Arbeit bietet sodann eine Antwort auf die Frage, warum eine Verstrickung in den rassistischen Diskurs im Kontext ›Ostdeutschland‹ besonders akzeptiert bzw. die Neigung zu rassifizierenden Praktiken höher sein kann.

Diese auf Ausschluss gerichtete Verflechtung, so setzte die Analyse ihren Weg über machtkritische, postkolonial informierte Analyseperspektiven fort, kann sich durch

ein aufgestautes Subalternisierungs- (vgl. etwa Kollmorgen 2011, 2008) oder Kolonisierungserleben (vgl. Mbembe 2019; Fanon 2008, 2016; Bhabha 2011; Memmi 1992, 1994) verdichten. Andreas Richter, den dieses Thema/die Subalternisierung besonders beschäftigt, interpretiert das Auftauchen der Zugewanderten im ›Osten‹ wiederkehrend als ›westliche‹ Entscheidung. Sein lokales Wissen nimmt er als – erneut – ungehört wahr, wodurch sich s/ein Machtbestreben an den als unterlegen positionierten Anderen fortsetzen möchte und eine ›Kolonialität der Macht‹ (Quijano 2016) in Gang setzen kann. In diesem Gewebe haben schließlich und letztlich auch habitustheoretische Überlegungen zu einem komplexeren Verstehen des »abers« beigetragen. Eine Scham über die mit der Wiedervereinigung eingetretene (und zunächst unverschuldete) Inadäquatheit habituellem Handlungsschemata und deren »penetrante[...] Realität« (Bourdieu 2005a: 37) kann eine Opfer-Disposition bis in die Gegenwart aufrechterhalten. So verstanden, fließen das ›Trauma‹ der Wiedervereinigung und ein Kolonisierungserleben der Sprecher*innen identitätsstabilisierend in einer apolitischen »Opferfalle« (Giglioli 2015) zusammen, was ein Ausschlussbegehren gegenüber geflüchteten ›Anderen‹ befördert.

Zugleich hat die vorliegende Arbeit herausgearbeitet, dass die ›Auswahl‹ geflüchteter ›Anderer‹ als Projektionsfläche für das individuell und kollektiv nicht geglückte Leben nicht nur in einer un/bewusst wahrgenommenen Ähnlichkeit zu den Lebenslagen geflüchteter Menschen post 2015 aufgeht. Das geschichtliche Erfahrungswissen der Sprecher*innen kann gleichzeitig als immer schon mit rassistischem Diskurswissen verwoben und verknüpft verstanden werden. Es schließt also auch an bestehende – durch die Zeit gewanderte – Differenzkonstruktionen an, die im Alltagsdiskurs zuverlässig zur Verfügung stehen. So habe ich in der gesprochenen Sprache Diskursfragmente analysiert und interpretiert, die kolonialrassistische Imaginationen – Topoi der Faulheit und Rückschrittlichkeit –, rassistische Mechanismen der Hypersexualisierung, Entmenschlichung, Kriminalisierung und Dämonisierung (vgl. etwa Fanon 2008, 2016; Mbembe 2020; Hall 2018a; Said 2003; Mecheril/van der Haagen-Wulff 2016) sowie Ängste vor Verunreinigung als Folge sozial gewachsener, symbolischer Ordnungsvorstellungen (vgl. Douglas 1988) fortschreiben. Von den weißen, deutschen Sprecher*innen werden sie in der Kommunikation über eine Verwendung der Abtönungspartikeln ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹ als gemeinschaftlich und geteilt unterstellt. Insofern hat eine sprachwissenschaftlich und diskurstheoretisch informierte Untersuchung nachzeichnen können, dass es primär als Schwarz und muslimisch gelesene Menschen – zugleich eine Lesart der geflüchteten Menschen ab 2015 – sind, die die weißen, deutschen Sprecher*innen in Bezug auf eine (berufliche) Zusammenarbeit in der Altenpflege problematisieren. Es bestätigte sich, dass ›Rasse‹ bzw. rassifizierende Ausdrücke und der daran anschließende »Rassismus ohne Rassen« (Balibar 2017b: 28; vgl. dazu auch Hall 2016) über die Signifikanten der Kultur und des Islams (vgl. Friese 2021: 126) im Alltäglichen noch immer höchst lebendig sind. Schließlich offenbarten sich aber auch diese ›sozialen Imaginationen‹ (Friese 2017: 18; vgl. Castoriadis 1987) über das ›Fremde‹ wiederkehrend vom zeithistorisch jüngeren Gewordensein der Region durchwirkt. So waren und sind es auch die an kolonialrassistische Kontinuitäten anschließenden ausländerpolitischen Praktiken der SED-Herrschaft – etwa Inferiorisierung, Infantilisierung, Kommodifizierung, Assimilierung und Segregation –, die als positiv konnotierte Vergleichsfolie für

heutiges Zuwanderungsgeschehen herangezogen und neu gerahmt werden, wodurch kontemporäre Praktiken und Politiken versagen.

Daran anschließend habe ich diese von den weißen, deutschen Sprecher*innen als diskursiv etablierten Wissensbestände in ihrem Zusammenwirken mit der dominanten Sprachpraxis »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« kritisch betrachtet. Über eine Zusammenführung funktional-pragmatischer Sprachbetrachtungen und selbstreflexiver, autoethnografischer Perspektiven wurde es mir möglich, die Illokution (Handlungsabsicht) und Perlokution (Handlungswirkung) dieser Sprachhandlung (vgl. Austin 2019) zu interpretieren. Vor diesem Hintergrund habe ich die Aussage »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*« kontextbezogen als ausschchlussbegehend und wirklichkeitskonstituierend verstehen können. Hierauf folgte eine kritische Analyse der sich an das »*aber*« anschließenden Argumentation der weißen, deutschen Sprecher*innen über die potenzielle Zusammenarbeit, in der eine ausreichende »Sprachkompetenz« von als migrantisches gelesenen Anderen angezweifelt wird und ein Patient*innen- und Kolleg*innen-einverständnis in Frage gestellt werden. Dabei habe ich die vorgebrachten Argumente verschoben gelesen und als sagbare »Platzhalter« für die dem Primat der Ökonomie unterworfenen Arbeitsroutinen der ambulanten Altenpflege perspektiviert sowie am Beispiel der Sprachkompetenz als zweckmäßig bedeutungsentleerte Signifikanten (vgl. Laclau 2013) kritisiert. Insofern – so hat diese Arbeit herleiten können – bieten auch materialistisch informierte Analyseperspektiven auf Rassismus für die vorgefundene Situation Verstehenspotenzial (vgl. Hall 2019e; Miles 1990, 1991; Wallerstein 2017b). Vor dem Hintergrund einer den neoliberalen Ökonomisierungszwängen ausgesetzten Altenpflege und eines historisch gewachsenen Überausbeutungserlebens unter ostdeutschen Arbeiter*innen, eines »Arbeitsspartanertum[s]« (Behr 2017: 33), konnte einerseits dargelegt werden, dass und wie sich ökonomisierte Strukturen und Rassismus in Bezug auf als Schwarz und muslimisch gelesene Andere ausschchlussverstärkend miteinander verflechten können. Andererseits, so setzte die Analyse ihren Weg fort, können auch Klasse und »Rasse« einander wechselseitig determinieren, was kontextbezogen mit einer verstärkten »Selbst-Rassisierung« der Arbeiter*innenklasse (Balibar 2017a: 257) einhergehen und so das Ausschchlussbegehren nochmals verstärken kann.

Als ein Symptom derartiger Arbeitsroutinen forderte schließlich der beschleunigte Wohnungszutritt der Pflegenden in die »eigenen vier Wände« der zu Pflegenden eine besondere – ethnografische – Aufmerksamkeit ein. Über eine von mir beobachtete Verletzung sozial konventionalisierter Vorstellungen von Privatheit (vgl. Rössler 2001), eine Entritualisierung des Schwellenübergangs (vgl. van Gennep 1986; Turner 1989) und so der austarierten Gesten der Gastfreundschaft (vgl. Derrida 2001; Frieze 2014) hat sich hier nochmals eine wirkmächtige Vertrauensproblematik offenbart. Denn auch an der Schwelle zur eigenen Wohnung bietet sich Gelegenheit, rassistisches Diskurswissen abzurufen, das dann – vor dem Hintergrund der etablierten Routinen – den Rahmen des Erträglichen für die zu Pflegenden sprengen und die Tür für als Schwarz und/oder muslimisch gelesene Pflegekräfte ein weiteres Mal schließen kann.

Dass all jene multidimensionalen Annäherungen an das »*aber*« in den Lebenswirklichkeiten der Sprecher*innen eng miteinander verwoben sind und kaum voneinander losgelöst betrachtet werden können, haben die vielen Verweise zwischen den einzelnen Analysekapiteln zu veranschaulichen versucht. Die Relevanz eines diskurstheoretischen

Verständnisses (alltags-)rassistischer Praktiken soll in dieser Gemengelage hervor- gehoben sein, besitzen die hier bemühten lokalhistorischen, erinnerungsbezogenen, sozioökonomischen, sozialstrukturellen sowie die raum- und ritualtheoretischen Perspektivierungen des Phänomens für sich genommen doch kaum ein Verstehens- potenzial für das Unbehagen gegenüber als Schwarz und/oder muslimisch gelesenen Anderen. All jene können sich einem Entanglement mit als rassistisch zu bewertenden – durch die Zeit fließenden (Jäger 1997: 132) – Wissensbeständen kaum entziehen. Alle- samt greifen sie – so hat diese Arbeit herausgestellt – beständig auf diskursiv etablierte Differenzkonstruktionen und das frei flottierende, soziale Konstrukt ›Rasse‹ zurück (Hall 2018b: 56). Letzteres bietet immer schon einen zuverlässigen Referenzpunkt, um, unter den gegebenen Strukturen, Zwängen und Affekten, die Aufmerksamkeit auch auf andere – die Lage verschärfende – Missstände zu lenken, diese zu instrumenta- lisieren, für den Ausschluss (neu) zu interpretieren, gleichsam in Wert zu setzen und so die Potenz des ›Rasse‹-Konstruktes anzureichern. Die analysierten Dimensionen vervielfachen also die Wirkmächtigkeit eines rassistischen Ausschlussbegehrens durch ihre wechselseitige Verschränkung. In diesem Sinne verfügen auch soziale Praxen, die zunächst kein Fragment eines rassistischen Dispositivs (vgl. Jäger/Jäger 2002: 24) abbilden, über ein Feigenblatt zur Vernähung mit rassistischen Wissensbeständen. Vor diesem Hintergrund kann eine empirische Kontur der »spezifischen Bedingungen«, die einer rassifizierten »Form der Unterscheidung soziale Bedeutung und historische Wirksamkeit verleihen« (Hall 2019a: 129–130) als entscheidend bewertet werden.

Um die kritische Theoriebildung zu (Alltags-)Rassismus voranzutreiben und die hier erarbeiteten Ergebnisse zu konsolidieren, herauszufordern und zu erweitern, lohnt es sich, den Arbeitskontext der ambulanten Pflege oder vergleichbare Konstrukte andernorts in den Blick zu nehmen und dabei komparativ zu verfahren. Hierbei können sich – in Relation zum in dieser Arbeit gewählten großstädtischen Raum – periphere, ländliche Räume als gewinnbringend erweisen. In Bezug auf letztere kann der Frage nachgegangen werden, wie sich ein – potenziell – lokal ausgeprägter Mangel an Ar- beitskräften auf Ausschluss- und Einschlussbegehren rassifizierter ›Anderer‹ auswirkt. Denn, wie aktuelle Forschungsergebnisse aufzeigen, zeigt sich eine gleichzeitig stark wahrzunehmende Ablehnungstendenz gegenüber Muslim*innen (Glorius et al. 2023: 110) und eine geringere Ausprägung von »Vielfaltstoleranz« (ebd.: 122) in ländlichen Regionen Deutschlands. Dass geflüchtete Menschen in ländlichen Räumen zudem häufig eine Helfer*innentätigkeiten in der Gesundheits- und Pflegebranche aufnehmen (Schammann et al. 2023: 229), indiziert die Relevanz rassismuskritischer Analysen für diese Kontexte einmal mehr.

Für vergleichende Studien und die Generierung relationaler Perspektiven, um die Relevanz der in dieser Arbeit interpretierten historiografischen Durchdringung von als rassistisch zu bewertenden Ausschlusspraktiken breiter zu elaborieren, bieten sich darüber hinaus Gegenden mit einem differierenden historischen Gewordensein, wie sie etwa in ›Westdeutschland‹ anzutreffen sind, an. Ferner gilt es, an Halls »›doppelte[s] Einschreiben« (Hall 2013: 204) kolonialer bzw. hier: als kolonial empfundener Konfigu- rationen zu erinnern. Wie von Thomas Ahbe treffend formuliert, hat auch die Menschen Westdeutschlands nichts »so geeint wie der Beitritt der Ostdeutschen« (Ahbe 2004: 21). So kann weiterführend, einer Veränderung ›Ostdeutschlands‹ entgegenarbeitend, ge-

fragt werden, wie das ›Ostdeutsche‹ in Relation zum ›Westen‹ und zum »(sozialistischen) Rest« (Matthäus 2021: 466; Matthäus 2019: 131; vgl. Hall 2019a) entworfen worden ist und entworfen wird. Vor diesem Hintergrund eröffnen sich zudem Anknüpfungspunkte für Forschungsarbeiten in Regionen mit einer ähnlichen historischen Entwicklung, etwa weitere nationale Kontexte unter dem Einflussbereich der ehemaligen Sowjetunion.

Überdies könnten anschließende Untersuchungen den in Kapitel 4.3 eröffneten Nexus, inwieweit Anerkennungsdefizite und Missachtungserfahrungen extreme politische Randpositionen befördern, breiter elaborieren. Im Kern wäre zu erörtern, ob sich das dargestellte Ungerechtigkeitserleben auf ›jüngere‹ Generationen übertragen hat. Hierzu kann gefragt werden, ob transgenerationale Erinnerungspraktiken eine Verstehensperspektive für den hohen AfD-Wähler*innenanteil auch in der Generation der zwischen 30- und 44-Jährigen anbieten (vgl. tagesschau.de 2019).

Zudem bietet sich eine vergleichende, organisationssoziologisch ausgerichtete Analyse zu (Zusammen-)Arbeitskonstellationen (im Kontext der Altenpflege oder branchenübergreifend) an, in denen die ökonomischen Zwänge deutlich schwächer ausgeprägt sind. Aus der dieser Forschung zugrunde liegenden Feldarbeit kann die Hypothese abgeleitet werden, dass sich eine öffentliche Trägerschaft von Pflegeeinrichtungen oder spezifische organisationsbezogene Arbeitskulturen, die für weniger verdichtete und beschleunigte Arbeitstage sorgen, förderlich auf den Einschluss als migrantisch gelesener Anderer auswirken können (vgl. FN 27, Kapitel 6). In diesem Zusammenhang wurde, ich hatte bereits kurz darauf hingewiesen (vgl. FN 19, Kapitel 6), ein faktischer oder imaginiert Mangel an Sprachkompetenz weniger prominent problematisiert.

Daneben sind Forschungsarbeiten notwendig, die die Agency-Praktiken der Rassismus Erfahrenden, die Formen des Umgangs, der Aneignung, Subversion und Transformation betrachten (vgl. Kapitel 3.2). Weiterhin sind Praktiken des Einschlusses und der Inklusion, antirassistische Potenziale, etwa ausgehend von der weißen, deutschen Mitarbeiter*innenschaft, einer genauen und kritischen Analyse zu unterziehen. Trotz der Fokussierung auf rassistische Ausschlusspraktiken im Rahmen der vorliegenden Analyse – ich hatte dies bereits in Kapitel 3.1 betont – sind Menschen vom Macht-Wissens-System Rassismus nicht vollständig determiniert; sie können zugleich widerständige Diskurspositionen beziehen und rassismuskritische Praktiken hervorbringen, die (kreative) Einschlüsse – auch hinsichtlich institutioneller Arbeitsvoraussetzungen wie etwa das Verfügen über einen Führerschein oder über ›Sprachkompetenz‹ – befördern. All jene Praktiken konnten als ein Resultat meiner zu Forschungsbeginn – theoriebezogen – nicht rassismuskritischen Positionierung, der Entwicklung des explorativen Forschungsprozesses sowie später als eine Grenze des möglichen Bearbeitungsumfangs in dieser Arbeit nur unzureichend betrachtet werden.

Des Weiteren könnten perspektivisch Gespräche mit als migrantisch, auch und gerade als Schwarz und muslimisch gelesenen zu Pflegenden zu ihren Erfahrungen in der Altenpflege geführt werden, die mir im Untersuchungskontext – als Folge der migrationssoziologischen Entwicklungsbesonderheit der Region – (noch) nicht begegnet sind. Ebenso lohnt eine Auseinandersetzung mit den Erfahrungen jener Menschen – etwa durch eine gezielte Suche in migrantischen Communitys –, die sich in der Folge manifester Ausschlussverfahren beruflich bereits von der (Alten-)Pflege abgewandt haben.

Um jedoch Vielschichtigkeit und Komplexität im Rahmen nur *einer* Forschungsarbeit nachgehen zu können, muss die vorliegende Arbeit an dieser Stelle bei den gemachten Sondierungen und dargestellten Ausschnitten vorerst einen Punkt setzen. Die Multidimensionalität der in dieser Arbeit eröffneten Annäherungen an das »aber« bietet nun eine Vielzahl weiterführender Ansatzpunkte – neue Points of Departure –, um die jeweiligen Analyseperspektiven empirisch und theoretisch zu vertiefen. Die gesponnenen Fäden erlauben zudem ein Aufnehmen und Weiterdenken andernorts und bieten Gelegenheit, das durch sie »gewonnene Verständnis in eine veränderte Praxis einfließen zu lassen« (Hall/Höller 1999: 119) und so eine Grundlage für ein gelingenderes Zusammenleben und Zusammenarbeiten zu schaffen.

In diesem Sinne kann und sollte eine rassismuskritische Praxis sowohl der Politik als auch der einzelnen Unternehmen und Subjekte an den hier als relevant konturierten Ebenen ansetzen: die Konfigurationen des gesamtdeutschen Gefüges, die Ökonomisierung des Sozialen und die (re-)produzierten rassistischen Diskursfragmente. Dies darf allerdings nicht vor dem Hintergrund geschehen, Menschen ein weiteres Mal für den nationalökonomischen Diskurs um den ›Fachkräftemangel‹ zu instrumentalisieren, sondern um ein Mehr an Anerkennung, Gleichstellung, ein solidarisches Miteinander und gute Arbeitsbedingungen zu realisieren. Ein solches Vorhaben kommt um eine kritische Pflegesystem(be)forschung und eine Entzauberung des neoliberalen Spiels nicht umhin. Für den Kontext rassismuskritischer Bildungsangebote kann dies zudem bedeuten, nicht nur die Lebendigkeit alter kolonial- und NS-rassistischer Topoi im Alltagsdiskurs zum Thema zu machen, sondern auch ein historisch und sozioökonomisch sowie sozialstrukturell gewachsenes Ungerechtigkeitsempfinden in der Diskussion mit den Rassismus(re)produzierenden über ein gelingenderes und gerechteres Zusammenleben zu adressieren und anzuerkennen.

Vielleicht bedarf es im Rahmen einer solch rassismuskritischen Praxis eines Prozesses der Vermenschlichung bzw. der Wiedereinführung des Menschen (Fanon 2008: 241) *in Relation* zu den lokalhistorischen und kontextualisierten Erfahrungswirklichkeiten der weißen und nichtweißen Sprecher*innen. Vor dem Hintergrund der hier vorgelegten Analysen bietet sich meiner Einschätzung nach gerade dort, wo der ›Mensch‹ abhandengekommen ist, was de facto eine empirische Frage sein sollte, ein Nährboden für das Aufkeimen von Rassismus und einer gewaltförmigen Praxis. Um im untersuchten Kontext eine verschobene, sich emanzipierende Subjektposition einzunehmen und die Ohnmacht gegenüber menschengemachten Strukturen zu brechen, plädiere ich für ein (selbst-)bewusstes Ergreifen der eigenen Handlungsfähigkeit und einem Mehr an *politischer* Empörung; ist doch »die ›Mächtigkeit‹ diskursiver Formationen nicht ohne die [Selbst-]Konstitution der Subjekte zu verstehen« (Hall 2018c: 182). Insbesondere »das Ausbleiben aller Reaktionen«, ich hatte bereits darauf hingewiesen, kann als »das deutlichste Zeichen der Entmenschlichung« verstanden werden – gerade da, »wo der begründete Verdacht besteht, daß Bedingungen geändert werden könnten und dennoch nichts geschieht« (Arendt 2019: 64). Um den Rassismus wirklich zu treffen und die Gewohnheit im »europäische[n] Denken« zu brechen, »immer weniger auf den Menschen zu stoßen« (Fanon 2008: 240), wie es Fanon in der Folge der historischen Kolonialisierungserfahrung konstatiert, sind wir also auf eine Transformation der hier analysierten maroden Verhältnisse, die (alltags-)rassistische Praktiken und damit das »aber« nähren, angewie-

sen: »Andernfalls beschränkt man sich weiterhin auf eine Entrüstung, die wenig kostet, dafür jedoch völlig wirkungslos bleibt, mit anderen Worten auf einen schwärmerischen Antirassismus« (Memmi 1992: 176–177). In diesem Sinne darf es nicht länger bei einem Mindestmaß an Menschlichkeit, konsequenzfreiem Mitleid, einer Verantwortungsexternalisierung oder den Bitten der Pflegeverantwortlichen, die als unbehaglich empfundenen »Anderen« in der Häuslichkeit wenigstens sitzend zu akzeptieren, verbleiben. Zusammenhandeln und Zusammenarbeiten benötigen Raum und Zeit für eine kritische Reflexion über die Wirkmächtigkeit historischer Kontinuitäten und ein Ver-Lernen eigener Privilegien (Spivak 1990: 9) sowie Begegnungen und Dialoge zwischen Menschen, die die Anerkennung einer gegenseitigen Verletzlichkeit und wechselseitiges Verstehen befördern.

Ich schließe mit Fanon:

Verlassen wir dieses Europa, das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft, an allen Ecken seiner eigenen Straßen, an allen Ecken der Welt. [...] Jede Bewegung Europas hat die Grenzen des Raumes und des Denkens gesprengt. Europa hat jede Demut, jede Bescheidenheit zurückgewiesen, aber auch jede Fürsorge, jede Zärtlichkeit. Nur beim Menschen hat es sich knausrig gezeigt, nur beim Menschen schäbig, raubgierig, mörderisch. [...] Dieses Europa, das niemals aufgehört hat, vom Menschen zu reden, niemals aufgehört hat, zu verkünden, es sei nur um den Menschen besorgt [...]. Los, Genossen, Europa hat endgültig ausgespielt, es muß etwas anderes gefunden werden. (Fanon 2008: 239)

